

Sophie Rosental

Die Straße zwischen den Welten

Kühl und naß berühren die Tropfen meine Haut, erschreckend real reißen sie mich aus meinen Gedanken und lassen mich erkennen, wo ich bin. Auf der Straße, auf dem Weg nach Hause. Aber ganz so einfach ist das nicht, die Häuserzeilen, grau und groß, die zentimeterweise an mir vorbeiziehen, wirken fremd, obwohl sie mir vertraut erscheinen müßten. Oft schon bin ich hier entlang gegangen. Aber jetzt erst erkenne ich all die kleinen Zeichen, die auf diesem Weg liegen. Jetzt erst fängt die Straße an, mit mir zu sprechen, läßt es zu, daß meine Gedanken auf ihr wandern. Ich erkenne all die kleinen Unebenheiten, die sie zu dem machen, was sie ist. Eine dunkle, alte Straße, auf der schon Panzer rollten, Menschen und Tiere starben. Sie diente all den kleinen und großen Tragödien und Komödien des Lebens als Kulisse, jahrelang, vielleicht Jahrzehnte. Spurensuche auf dunklem Asphalt.

Ich sehe zu, wie meine Füße sich auf dem harten Grund vorwärts bewegen, spüre, wie mein Körper reagiert, wie automatisiert versucht ist, all das wieder zu tun, was er immer tat. Nur mein Kopf fängt an zu zweifeln, ob es möglich ist. Ich befinde mich auf der Straße zwischen den Welten und kann nicht erkennen, wohin sie mich führt. Vorwärts, dem entgegen, was kommt, möchte ich laufen und genießen, was ist, nicht nachdenken darüber, was war. Ich ahne, daß ab heute, von dem Augenblick an, als ich ihr Haus ver-

lassen habe, nichts mehr so sein wird, wie es war. Sie hat Spuren auf meine Seele gebrannt, schmerzhaft erlösend habe ich mich dem gefügt, was wir taten, wissend, daß es nicht falsch sein kann, fest daran glaubend, daß Liebe rein und gut ist.

Jetzt, nur wenige Schritte entfernt von dem, an das ich mich so mühsam herangekämpft habe, kommen mir Zweifel, merke ich, daß all das mehr ist als ein Versuch zu erleben, was mir möglich ist, mehr als nur ein flüchtiges Gefühl, als eine Laune der Natur oder bloß eine Stimmung. Vielleicht hätte ich es ahnen können, in dem Augenblick, als ich sie wiedersah und ich das Gefühl nicht wegweisen konnte, daß sie etwas in mir berührte, was kein Mensch zuvor berührt hatte. Dieser Augenblick des Erkennens war so fremd und doch vertraut.

Anfangs waren es nur die Erinnerungen, die mich nicht mehr losließen. Der Gedanke, einen Menschen wiedergefunden zu haben, der mir in meiner Kindheit unendlich kostbar war. Da war nichts Unmoralisches, da war nur Neugierde auf eine Frau, die mir als Kind so vertraut war wie mein eigenes Ich. Jeden Gedanken kannte ich von ihr, als sie neun Jahre alt war. Jede Narbe an ihrem Körper hatte sie mir damals präsentiert, wie eine stolze Kriegerin, die aus einer großen Schlacht zurückkehrt. Die Schlachten, die wir damals kämpften, waren nicht wirklich wichtig, und die Wunden nicht tief, aber bedeutsam und glorreich für unsere kleine Welt, die wir uns mühsam, Stück für Stück, zusammenbauten. Die meiste Zeit über entwickelten wir Strategien, um die Regeln der Erwachsenen zu umgehen, ohne unsere eigenen Werte zu mißachten. Niemals hatten wir das Verbot unserer Eltern gebrochen, daß wir keine Äpfel klauen durften. Niemals. Doch die Äpfel in Nachbars Garten waren auch immer die Besten. Also bogen wir unsere eigene Welt so zurecht, daß wir tun und lassen konnten, was wir wollten, ohne die Grenzen, die uns gesetzt wurden, zu verletzen.

Wir stellten uns einfach vor, daß wir keine Kinder mehr wären, sondern staatlich anerkannte Apfelprüfer, deren Pflicht es war, all das köstliche Obst zu testen. Auf diesem Weg blieb unsere kleine Welt heil und sorglos und wurde nur von der ungerechten Realität der Erwachsenen hin und wieder erschüttert. Meistens jedoch liebten sie uns in Ruhe. Wir störten niemanden, und bis auf die Geschichte mit dem Nachbarsgarten, oder jener, in der wir beschlos-

sen, Vollwaisen zu sein, die sich durch Betteln und Singen auf der Straße ernährten, erfuhr auch niemand etwas aus unserer Gedankenwelt.

Ich kann mich erinnern, daß sie Angst hatte vor Gewitter, und wann immer wir von einem überrascht wurden, während wir draußen spielten, rettete sie sich in meine schützenden Arme. Dann kam ich mir unendlich groß und stark vor. Dabei war ich schon immer etwas kleiner gewesen als sie.

Dieses Mädchen stand dann – es ist nur wenige Tage her – plötzlich vor mir. Unvermittelt traf mich die Erinnerung an jenem Nachmittag. Es war ein Donnerstag, als ich den Hörsaal der Universität betrat, an der ich seit fünf Jahren im Fachbereich Architektur doziere. Ich hatte mich bereit erklärt, auf der derzeit stattfindenden »Tagung für entwickelnde Gemeinwesenarbeit« einen Vortrag über moderne Stadtteilplanung und -bebauung zu halten. Nichts Spektakuläres, ich hatte schon oft darüber gesprochen.

Nichtsdestotrotz war ich nervös, dieses angenehm unangenehme Kribbeln in meinem Bauch genoß ich jedes Mal aufs Neue. Während ich zur Rednertribüne ging, überflog ich mit meinen Blicken kurz die Menschenmenge, meine Augen blieben an den ihren hängen, zuerst war es nur eine Vermutung, diese Frau schon mal gesehen zu haben. Als ich dann hinter meinem Pult stand, ahnte ich, daß es schon eine halbe Ewigkeit her war, daß ich sie das letzte mal gesehen hatte. Niemals würde ich dieses Gesicht vergessen. Seine Mimik war mir so vertraut wie meine eigenen Züge, wie jede ihrer Gesten.

Sie blickte mir in die Augen; hatte sie mich erkannt? Die kleinen Grübchen, die sich in ihren Wangen abzeichneten, versprühten auch jetzt noch etwas von dem unwiderstehlichen Charme, den sie schon als Kind geschickt einsetzen konnte. Ihr Name fiel mir ein, Anna, Anna Roth. Früher waren wir unzertrennlich gewesen. Wie lange war es her, daß ich an Anna gedacht hatte, wann hatte ich mir das letzte Mal erlaubt, mich meinen Kindheits- und Jugendträumen zu ergeben? Diese Frau hatte Ähnlichkeit mit dem Mädchen, das ich einmal gekannt hatte. Konnte es wirklich sein, daß die Frau, die dort in der ersten Reihe saß, Anna war? Ihr Lächeln, das sie mir zuwarf, wenn sie hin und wieder von ihrem Schreibblock aufschaute, signalisierte Erkennen. Oder bildete ich es mir

nur ein? Während meiner ganzen Ausführungen mußte ich mich zwingen, meinen Blick von ihr abzuwenden, immer wieder versuchte ich, bekannte Züge in ihrem Gesicht zu finden. Mir blieb nichts anderes übrig, als meinen Vortrag zu halten, und ich hoffte, daß sie mir die Gelegenheit gab, es herauszufinden. Wie hatte ich nur die ganze Zeit über Anna vergessen können? Und wie hatte ich, als ich sie da sitzen sah, daran zweifeln können, daß sie es war?

Mein Lachen hallte von den Häuserwänden wider und erinnerte mich daran, daß ich immer noch ging, erinnerte mich daran, wohin ich ging, und ließ mein unschuldiges Lachen verstummen. Die Farben der Erinnerung verfliegen und schufen Raum für Gedanken, die nie farbig sein sollten.

Links und rechts fingen die Häuserzeilen an, sich mit der beginnenden Morgendämmerung aus dem Boden zu erheben. Bedrohlich nah und eng schien meine Straße zu werden. So, als ob der einbrechende Tag mich daran erinnern wollte, daß mein Leben nicht frei und unbeschwert war, so wie die Nacht.

Nach dem Vortrag war ich einfach zu ihr gegangen, hatte mir mein Jackett, das ich an das Pult gehängt hatte, genommen und die drei Stufen, die uns trennten, mit einem Satz überwunden. Sie war einfach nur aufgestanden, hatte gelacht, ihre Notizen beiseite gelegt und die Arme ausgebreitet. Wahrscheinlich haben wir ein merkwürdiges Bild abgegeben, aber in diesem Augenblick, da ich mir sicher war, daß wir uns nach all den Jahren wiedergefunden hatten, war ich nur noch in meinem Gefühl kindlicher Freude und tiefer Dankbarkeit gegenüber dem Schicksal gefangen. Wir hatten einander festgehalten und uns einige Sekunden in alte Erinnerungen fallenlassen. Als wir uns wieder voneinander lösten und betrachteten, konnte ich es sehen, das kleine Mädchen mit den langen Zöpfen. Konnte mein Bild von ihr in der großen eleganten Frau, die schon lange keine geflochtenen Zöpfe, sondern einen modischen Kurzhaarschnitt trug, wiederfinden. »Hier treibst du dich also rum«, hatte sie zu mir gesagt, und ihre dunklen Augen hatten gefunktelt.

Immer noch vom Moment des Erkennens gefesselt, blieb mir nichts anderes übrig, als es zu bejahen. Ich bückte mich, um ihren Mantel aufzuheben, den sie beim Aufstehen fallengelassen hatte. »Und du?« konterte ich.

»Nur ein paar Straßen weiter«, hatte sie geantwortet.

Ich half ihr in den Mantel, hakte mich bei ihr unter und schob uns aus dem Saal. »Erzähl schon – oder hast du es eilig?«

»Nein«, antwortete sie mir, »oder glaubst du, ich setze mich in meinem Alter zwei Stunden lang in eine Vorlesung, um herauszufinden, ob du es wirklich bist, damit ich dann gleich wieder abhauen kann?« Ich mußte lachen, ungläubig, da sie offensichtlich meinetwegen gekommen war. »Doch ehrlich, ich habe das Programm der Tagung erhalten und deinen Namen gelesen. Seitdem habe ich mich gefragt, ob du das bist.«

Sie plauderte drauflos, glücklich und stumm hörte ich ihr zu, fasziniert von dem Augenblick. Währenddessen dirigierte ich sie über das Gelände der Universität zu einer kleinen Kneipe, die meistens nur von Studenten besucht wurde. Sie paßte nicht ganz zu Annas elegantem Kleidungsstil, doch das kümmerte mich wenig, ich wollte einfach nur diesen Zeitstrudel genießen, in den wir uns so schwungvoll hineinbegaben. Mich mitreißen lassen in die Erinnerungen unserer gemeinsamen Zeit, erfahren, welcher Mensch sie geworden war, und genießen, daß auch fünfzehn Jahre später die alte Vertrautheit und das gegenseitige Verstehen unserer Gedankenwelt sich wie selbstverständlich einstellte. Ich konnte nicht davon ablassen, sie zu betrachten. Sie war schön geworden. All ihre pummeligen Rundungen, die sie als Kind hatte, waren verloren gegangen, doch sie erschien keineswegs hart. Die zarten Falten, die sich allmählich um ihren Mund und ihre Augen abzeichneten, gaben ihrem Gesicht eine Fröhlichkeit, die mich faszinierte. Wir erzählten von unserem Leben, wunderten uns über die Zeit, die vergangen war, und wie wir so nahe, nur einige Häuser voneinander entfernt, leben konnten, ohne uns zu begegnen.

Wir erneuerten unseren Schwur aus der Kindheit, gelobten, nicht mehr zu vergessen, was das Leben uns geschenkt hatte: Eine Freundschaft, die mehr war als eine flüchtige Zeit, die wir miteinander verbrachten. Doch all das in seiner Vielschichtigkeit war uns an diesem Abend nicht bewußt.

Je öfter wir uns seitdem trafen, desto mehr wurde aus dem kleinen Mädchen, das mir früher so nahe stand, eine erwachsene Frau, deren Gegenwart ganz verschieden war von der meinen. Es war mir unmöglich, auch nur einen Aspekt von dem, was sie von sich

erzählte, aus meinem Kopf zu streichen, manches war so befremdend, daß es mich im ersten Augenblick zurückschrecken ließ. Doch war es nur die Unwissenheit, die mich ängstigte, nicht Anna. Je mehr ich aus ihrem Leben erfuhr, um so mehr zweifelte ich an dem, was ich aus meinem gemacht hatte. Alles an ihr war fremd und doch so vertraut. Ich verlor etwas, verlor mich selbst in dieser Frau, verlor das, was ich glaubte zu sein, und war mir nicht im Klaren darüber, was ich finden würde. Was uns verband, war weniger das, was ich kannte, und mehr, als ich begreifen konnte. Ihr Gesicht, die Augen, die mich wie wirres Schattenspiel über Wochen hinweg begleiteten, aus Pfützen und Kaffeetassen anlächelten, rückten näher. Näher an mich heran, als ich mir je vorstellen konnte.

Ich habe sie heute nacht gewollt, habe sie in meine Seele schauen lassen, diese Augen, die auch jetzt noch tief in mich hinein blicken. Unsere Wirklichkeiten sind für einen kurzen Augenblick miteinander verschmolzen, doch ihre kann nicht die meine sein. Ich habe keine andere Wahl, als meine Augen vor den ihren zu verschließen, und mit einem traurigen Lächeln an ihr vorüberzugehen. Meine alte Straße, die beständig in der Nacht vor mir liegt, zwingt mich, vorwärts zu gehen; schmerzhaft füge ich mich der Pflicht, einen Fuß vor den anderen zu setzen. Eben, als ich ihre Wohnungstür hinter mir schloß, mich brutal und ohnmächtig meiner Vernunft ergab und sie verließ, durchzog mich dieser brennende Schmerz, der jetzt versucht, mich zum Umkehren zu zwingen. Mein Verstand ist stärker als mein Gefühl, das war er schon immer, denn dieses Gefühl, das an meiner Seele nagt, ist mir nicht unbekannt.

Damals schon, als wir beide anfangen, uns im Erwachsenwerden zu üben, unsere Körper anfangen, sich aus der schützenden Schale der Kindheit zu befreien, habe ich ihn gespürt. Und mit welcher maßlosen Trauer habe ich mich ihm damals hingegeben, als Anna mir erklärte, daß sie mit mir nicht mehr soviel Zeit verbringen könnte. Schließlich wäre sie jetzt eine Frau und hatte einen richtigen Freund. Es war dieser schmierige Karsten, zwei Klassen über uns, der sie mir raubte. Mit dem sie jetzt ins Kino ging, der sie berühren und küssen durfte.

Ich wollte sterben, wenn ich mir vorstellte, daß er damals all ihre kleinen Geheimnisse erfahren durfte, die sie mir von da an verschwieg. »Sei doch nicht eifersüchtig, mit uns ist das doch etwas ganz anderes«, hatte sie zu mir gesagt. Und ich hatte mich aus meiner schützenden Jugend gerissen gefühlt. Ja, mit uns war das etwas anders, ich glaube, an dem Tag haben wir beide angefangen, wirklich erwachsen zu werden. Wir hatten angefangen, uns von den unschuldigen Gefühlen unserer Kindheit zu lösen, hatten begonnen, Emotionen in gut und schlecht, in normal und anormal zu sortieren, so wie es uns die verheißungsvolle Erwachsenenwelt vorgab. Vielleicht war das der Grund gewesen, daß ich Anna aus meinen Erinnerungen verdrängt hatte.

Sie hatte mich gelehrt, daß das mit uns, wie sie zu sagen pflegte, etwas anderes war, etwas, das damals nicht so wichtig war.

Und heute? Heute nacht hatte sie mir gezeigt, daß sie mir, wie schon als Kind, immer ein paar Schritte voraus war, daß sie längst nicht mehr das, was uns verbindet, als etwas betrachtet, das nicht so wichtig ist, auch wenn es immer noch etwas anders ist.

Wenn ich jetzt an das *Andere* mit Anna denke, steigt in mir ein Gefühl wohligh wärmender Unvernunft auf.

Ich beherrsche mich, nicht durch die sauber angelegten Miniaturgärten der Häuser zu rennen. Widerstehe dem Wunsch, über die Dächer der parkenden Autos zu springen und das Klacken des Bleches als Morgengruß den verbarrikadierten Bewohnern der Straße zu schenken. Statt dessen begnüge ich mich mit den Pfützen, die sich bedeutungsschwanger vor mir erstrecken und mich mit meinen frisch geputzten Lederschuhem einladen, es zu tun: in sie hinein zu hüpfen und es jetzt und hier im Sternenlicht zu genießen. Das Wasser spritzt an meinen Hosenbeinen hoch, klamme Kälte erfrischt meine Gedanken, läßt mich für den Bruchteil einer Sekunde glauben, daß alles, was ich erlebt habe, richtig war. Wie gerne würde ich die Gefühle in mir fühlen dürfen, wie gerne würde ich sie genießen, auskosten, mich auf die Straße stellen und es herausschreien, doch ich wage es noch nicht einmal, sie zu denken.

Diese eine Nacht hatten wir uns geschenkt, Anna und ich. Einige wenige Stunden lang habe ich mir erlaubt, nur nach meinen eigenen Regeln zu leben, zu fühlen und zu genießen. Sie hatte mir ge-

zeigt, daß unsere Gesetze aus der Kinderzeit auch heute noch Macht über uns haben. Freiheitstag hatten wir das damals genannt.

»Weißt du noch«, hatte Anna vorhin zu mir gesagt, »was für ein Gefühl es gewesen ist, wenn wir morgens auf dem Weg zur Schule beschlossen hatten, uns unseren ›Freiheitstag‹ zu nehmen?«

Ich konnte mich gut erinnern. Statt wie gewohnt in den Unterricht zu gehen, sind wir in die Eisdielen oder einfach nur so durch die Stadt gebummelt. Haben den ganzen Tag damit verbracht, Dinge zu tun, die eigentlich verboten waren. Ja, ich wußte noch, kannte noch dieses kribbelige Gefühl, das wir so sehr genossen, wenn wir uns einen Tag lang erlaubten, nach unseren eigenen Gesetzen zu leben. Manchmal haben wir uns damit die Zeit vertrieben, uns vorzustellen, wie es wäre, erwachsen zu sein, uns vorzustellen, wie wir mit dreißig oder fünfunddreißig Jahren sind. Unendlich fern und alt kam uns diese Zeit vor.

Jetzt, da wir erlebt haben, was wir sind, so viele Jahre nach all diesen Gedankenspielen, kommen uns all die Spekulationen naiv und albern vor. Ich glaube, ein wenig ahnten wir damals schon, daß uns etwas verbindet, das anders war. Aber wir kannten noch nicht die Worte, die es beschreiben durften. Bis vorhin, bis zu dem Augenblick, als ich ihre Wohnung betrat, habe ich es nicht gewußt. Eigentlich wollte ich nur ganz kurz telefonieren, weil wir beschlossen hatten, noch ins Kino zu gehen, nachdem wir uns zwei Stunden lang durch eine miserable Opernvorstellung gequält hatten. Annas Wohnung lag auf dem Weg zum Kino, und sie hatte gesagt »Kein Problem. Gehen wir noch schnell zu mir, dann kannst du anrufen, und wir können auch einen Schirm mitnehmen. Ich glaube, es fängt noch an zu regnen.«

Ausgelassen und fröhlich schritten wir die Straßen entlang. Die, in der sie wohnt, ist der, auf der ich jetzt gehe, nicht unähnlich, doch habe ich mehr auf Anna geachtet als auf die Kulissen, die an mir vorbeizogen. Arm in Arm sind wir gegangen.

»1,2,3,4,5,6,7,8,9,10, ein Hut, ein Stock, ein Regenschirm und ...«

Johlend und hüpfend, uns unserer körperlichen Nähe nicht bewußt, kamen wir bei dem Haus an, in dem sie wohnte. Ich war außer Atem.

»Zweiter Stock«, sagte sie zu mir.

Oben angekommen öffnete sie schwungvoll die Wohnungstür. In dem Augenblick, als ich ihre Wohnung betrat, den Geruch ihres Wohnens im Flur einsog, sie mir das Telefon zeigte und ganz aus Versehen flüchtig mit ihrer Hand meine Schulter berührte, nahm es zum ersten Mal Gestalt an, bekam es Konturen, dieses Gefühl. Ihre Berührung, die wie ein Strom wohliger Bejahung durch meinen Körper floß, widerstrebte all dem, was ich in den vergangenen Jahren gelernt hatte zu fühlen. Sie lächelte mich an, schüchtern und wissend. Und ich, immer noch in meiner verantwortungsvollen Liebe gefangen, habe nichts verstanden. Ich habe erst begriffen, was ich schon längst als Kind hätte merken sollen, als sie mein Gesicht in ihre Hände nahm und meinen Mund ganz sachte zu dem ihren führte. Die Erinnerungen an all die zaghaften Möglichkeiten, die wir haben verstreichen lassen, ließen in mir ein Begehren keimen, das ich nicht in der Lage war zu bändigen. Forschend erwiderte ich ihren Kuß. Schmeckte ihre Erfahrung, genoß es, als wir unsere Hände auf Wanderschaft schickten.

Sie drängte mich nicht, und ich ließ geschehen, was ich erfahren wollte. Jetzt noch kann ich ihre Haut unter meinen Händen spüren. Kann, wenn ich die Augen schließe, die Form ihrer Brüste erkennen, sehe jede Pore ihrer Haut im trüben Licht glänzend zart von Schweiß getränkt. Spüre die Erinnerung des Verlangens, das meinen Körper berauschte.

Ich genoß all das, was ich so viele Jahre nicht sehen wollte, nicht erkennen konnte durch den Schleier meiner Sozialisierung.

Der Wind wirft leise Schatten an den Häuserzeilen entlang, wirft mir wie einen Spielball den Duft ihres Körpers zu, erinnert mich daran, was ich gewagt habe zu tun, zerreißt mich zwischen dem Gefühl unendlichen Glücks und der rationalen Erklärung, daß alles das, was ich in den vergangenen Stunden getan, gefühlt, genossen habe, nicht richtig gewesen sein kann. Verzweiflung packt mich und läßt mich im frischen Herbstwind frieren. Ich bleibe stehen, schließe meinen Mantel, hoffe, daß er ein Stück weit diese frostige Verwirrung von mir fernhält. Blätter huschen an mir vorbei, Zeugnis der Vergänglichkeit. Ich hebe meinen Blick, versuche im Jetzt zu bleiben und zwingt meine Gedanken, die Realität zu sehen. In den Häusern rechts und links der Straße, gesäumt von alten Bäumen, spielt das Leben sein Spiel des Schicksals. Früher

Morgen, und die ersten Gardinen werden aufgezogen, doch die meisten Fenster bleiben mir verborgen, hinter Rolläden, an denen hin und wieder der Wind rüttelt und ihnen ein klirrendes Geräusch entlockt. Nachts schließen die Menschen für ein paar Stunden die Wirklichkeit aus, lassen sich fallen in die Geborgenheit ihrer Wände. Ich stehe hier draußen und erahne die Richtigkeit dieses Bildes . . . Es ist kalt.

Das Klacken meiner Schuhe verstummt, ich bin da, zu Hause, wühle in meinen Taschen nach dem Schlüssel. Sehe, daß in der Wohnung Licht brennt, und hoffe, daß meine Tochter schläft. Möchte jetzt allein sein mit meinen Gedanken, möchte nicht hier draußen mein Erlebtes ablegen, will noch eine Weile träumen, mich den Wegen hingeben, die ich gehen könnte, will erst morgen früh erkennen, was ich wirklich leben kann, erst dann, wenn ich geweckt werde vom lauten Quäken meines Weckers. Erst beim Frühstück will ich wieder so funktionieren, wie ich muß, erst dann, wenn meine Tochter mir die Marmelade reicht und fragt: »Und . . .? Wie war's, Mama?«